

V.C. ANDREWS

Ruby

Roman



daß es schien, als käme er aus dem Wasser. Auf seinen breiten dunkelvioletten Schwingen schwebte er davon und erhob sich über die Zypressen. Ich nahm in seinen Bewegungen etwas Poetisches und Wunderschönes wahr und konnte es kaum erwarten, einen Teil dessen in einem Gemälde einzufangen. Später, als Grandmère Catherine das fertige Werk zu sehen bekam, war sie einen Moment lang sprachlos. Tränen glitzerten in ihren Augen, und sie gestand, daß meine Mutter den blauen Reiher allen anderen Sumpfvögeln vorgezogen hatte.

»Das ist noch ein Grund mehr dafür, daß wir das Bild behalten sollten«, sagte ich.

Aber Grandmère Catherine war nicht meiner Meinung und sagte: »Das ist erst recht ein Grund dafür, alles zu tun, damit es nach New Orleans gebracht wird.« Es war fast so, als wollte sie durch mein Werk jemandem in New Orleans eine hintergründige Botschaft zukommen lassen.

Nachdem ich gefrühstückt hatte, begann ich, die Handarbeiten und die Waren, die wir an diesem Tag gern verkaufen wollten, aus dem Haus zu tragen, während Grandmère Catherine noch die Saucen ihrer Gerichte band. Ein Roux gehörte zu den ersten Dingen, die ein junges Cajun-Mädchen herzustellen lernte. Dabei handelte es sich um nichts anderes als Mehl, das in Butter, Öl oder tierisches Fett eingerührt werden und eine nußbraune Färbung annehmen soll, aber nicht so heiß werden darf, daß es schwarz wird. Nachdem man diese Mehlschwitze zubereitet hatte, wurden Meeresfrüchte oder Huhn, manchmal auch Ente, Gans oder Perlhuhnfleisch, ab und zu gar Wild mit Wurst oder Muscheln hineingerührt, um das Gumbo herzustellen. Zur Fastenzeit bereitete Grandmère ein grünes Gumbo zu, in das nur Gemüse und kein Fleisch gerührt wurde.

Grandmère hatte recht gehabt. Viel früher als sonst trafen die ersten Kunden ein. Manche der Leute, die vorbeischaute, waren Freunde von ihr oder andere Cajuns, die von dem Couche mal erfahren hatten und sich die Geschichte von ihr selbst erzählen lassen wollten. Einige ihrer älteren Freundinnen saßen da und riefen sich vergleichbare Geschichten ins Gedächtnis zurück, die sie von ihren Eltern und Großeltern gehört hatten.

Kurz vor der Mittagszeit sahen wir zu unserem Erstaunen eine lange und schicke silbergraue Limousine vorbeifahren. Plötzlich hielt sie an und setzte dann in hohem Tempo zurück, bis sie direkt vor unserem Stand anhielt. Die hintere Tür wurde aufgerissen, und ein großer, schlaksiger Mann mit graubraunem Haar und einem leicht olivfarbenen Teint stieg aus. Das Lachen einer Frau drang hinter ihm aus der Limousine.

»Jetzt sei schon ruhig«, sagte er, und dann drehte er sich um und lächelte mich an.

Eine attraktive blonde Dame mit stark geschminkten Augen, dick aufgetragenem Wangenrouge und Lippenstift streckte den Kopf durch die offene Tür. Eine lange Perlenkette baumelte an ihrem Hals. Sie trug eine Bluse aus grellrosa Seide. Die obersten Knöpfe standen offen, und daher konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß ihre Brüste weitgehend entblößt waren.

»Beeil dich, Dominique. Ich will heute abend unbedingt bei Arnaud's essen«, quengelte sie.

»Reg dich nicht auf. Wir haben jede Menge Zeit«, sagte er, ohne sich zu ihr umzuwenden. Seine Aufmerksamkeit galt ausschließlich meinen Gemälden. »Von wem sind die?« fragte er.

»Von mir, Sir«, sagte ich. Er trug ein kostspieliges weißes Hemd aus der schneeweißesten und weichsten Baumwolle, die ich je gesehen hatte, und einen anthrazitfarbenen Anzug.

»Wirklich?«

Ich nickte; und er trat näher, um das Bild mit dem Reiherr hochzuheben. Er hielt es auf Armeslänge von sich und nickte. »Du besitzt Instinkt«, sagte er. »Noch primitiv, aber schon recht bemerkenswert. Hast du Unterricht genommen?«

»Nur in der Schule ein bißchen, und manches habe ich beim Lesen alter Kunstzeitschriften gelernt«, erwiderte ich.

»Bemerkenswert.«

»Dominique!«

»Sei so nett, und halt mal die Luft an.« Er grinste mich an, als wollte er damit sagen: »Stör dich nicht an ihr«, und dann sah er sich zwei weitere meiner Gemälde an. Ich hatte fünf zum Verkauf ausgestellt. »Wieviel verlangst du für deine Gemälde?« fragte er.

Ich sah Grandmère Catherine an, die mit Mrs. Thibodeau dastand und, seit die Limousine vorgefahren war, das Gespräch abgebrochen hatte. In Grandmère Catherines Augen stand ein merkwürdiger Ausdruck. Es schien, als schaute sie tief in diesen gutaussehenden, wohlhabenden Fremden hinein und suchte nach etwas, was ihr sagte, daß er nicht nur einer dieser einfältigen Touristen war, die sich über das Lokalkolorit amüsierten.

»Ich verlange fünf Dollar pro Stück«, sagte ich.

»Fünf Dollar!« Er lachte. »Erstens einmal solltest du nicht für jedes Bild denselben Preis verlangen«, belehrte er mich. »In diesem hier mit dem Reiherr steckt eindeutig mehr Arbeit drin als in den anderen«, erklärte er selbstsicher und sah Grandmère Catherine und Mrs. Thibodeau an, als seien sie seine Schülerinnen. Dann wandte er sich wieder an mich. »Du brauchst dir doch nur die Feinheiten anzusehen... wie du das Wasser und die Bewegung in den Schwingen des Reiherr eingefangen hast.« Er kniff die Augen zusammen und schürzte die Lippen, als er die Gemälde ansah, und dann nickte er, als wollte er sich selbst bestätigen. »Ich gebe dir als Anzahlung für alle fünf fünfzig Dollar«, verkündete er.

»Fünfzig Dollar. Aber...«

»Was soll das heißen, als Anzahlung?« fragte Grandmère Catherine und trat näher.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte der Gentleman. »Ich hätte mich vorstellen sollen, wie es sich gehört. Ich heiße Dominique LeGrand. Ich besitze eine Kunstgalerie im Französischen Viertel, die schlicht und einfach Dominique's heißt. Hier«, sagte er, griff in eine Hosentasche und holte eine Visitenkarte heraus. Grandmère nahm die Karte zwischen ihre kleinen Finger, um sie sich anzusehen.

»Und was hat es mit dieser... Anzahlung auf sich?«

»Ich glaube, daß ich für diese Gemälde weit mehr erzielen kann. Normalerweise stelle ich die Arbeiten eines Künstlers in meiner Galerie aus, ohne vorher etwas zu bezahlen, aber ich möchte in irgendeiner Form ausdrücken, wie sehr ich die Arbeiten dieses jungen Mädchens schätze. Ist das Ihre Enkelin?« erkundigte sich Dominique.

»Ja«, sagte Grandmère Catherine. »Ruby Landry. Werden Sie auch bestimmt dafür sorgen, daß ihr Name in Verbindung mit den Bildern genannt wird?« fragte sie zu meinem

Erstaunen.

»Selbstverständlich«, sagte Dominique LeGrand lächelnd. »Wie ich sehe, hat sie ihre Initialen unten rechts stehen«, sagte er und wandte sich dann an mich. »Schreib aber in Zukunft deinen vollen Namen hin«, wies er mich an. »Und ich glaube wirklich, daß dir eine Zukunft bevorsteht, Mademoiselle Ruby.«

Er zog einen Packen Geld aus der Tasche und zählte davon fünfzig Dollar ab, mehr Geld, als ich bisher mit dem Verkauf all meiner Gemälde eingenommen hatte. Ich sah zu Grandmère Catherine, die nickte, und dann nahm ich das Geld an.

»Dominique!« rief seine Begleiterin wieder.

»Ich komme schon, ich komme schon. Philip«, rief er, und der Chauffeur kam um den Wagen herum, um meine Gemälde im Kofferraum der Limousine zu verstauen. »Gehen Sie behutsam damit um«, sagte er zu ihm. Dann schrieb er sich unsere Adresse auf. »Sie hören von mir«, sagte er, als er wieder in seine Limousine stieg. Grandmère Catherine und ich standen nebeneinander und sahen dem Wagen nach, als er losfuhr, bis er um die erste Biegung verschwand.

»Fünfzig Dollar, Grandmère!« sagte ich und schwenkte das Geld durch die Luft. Mrs. Thibodeau war reichlich beeindruckt, aber meine Großmutter wirkte eher nachdenklich als glücklich. Ich hatte sogar den Eindruck, daß sie ein wenig traurig zu sein schien.

»Das war der Anfang«, sagte sie mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war, und ihre Augen sahen starr in die Richtung, die die Limousine eingeschlagen hatte.

»Der Anfang wovon, Grandmère?«

»Der Anfang deiner Zukunft, Ruby. Diese fünfzig Dollar sind erst der Anfang. Achte bloß darauf, kein Wort darüber zu verlieren, falls dein Grandpère Jack angewankt kommen sollte«, wies sie mich an. Dann wandte sie sich Mrs. Thibodeau zu, um die Diskussion über Couchemals und andere böse Geister, die arglosen Leuten auflauern, wiederaufzunehmen.

Ich konnte meine Aufregung jedoch nicht unterdrücken. Den restlichen Tag über war ich schrecklich ungeduldig und konnte kaum erwarten, daß er schnell vorüberging und Paul kam. Ich war versessen darauf, es ihm zu erzählen, und ich lachte bei dem Gedanken in mich hinein, daß ich ihm heute abend das Eisgetränk ausgeben konnte, statt es mir von ihm spendieren zu lassen. Ich wußte jedoch auch, daß er mich nicht bezahlen lassen würde. Dazu war er zu stolz.

Das einzige, was verhinderte, daß ich vor Ungeduld explodierte, war, daß wir so gute Geschäfte machten. Wir verkauften all unsere Decken, unser Bettzeug, unsere Handtücher, und Grandmère verkaufte ein halbes Dutzend Gläser von ihren Kräuterheilmitteln. Wir verkauften sogar einen in Spiritus eingelegten Frosch. Grandmère Catherines Gumbo wurde restlos verspeist. Sie mußte für unser beider Abendessen sogar noch eine kleine Portion zubereiten. Schließlich sank die Sonne hinter die Bäume, und Grandmère erklärte unseren Tag am Straßenstand für beendet. Sie war sehr zufrieden und sang, während sie unser Abendessen kochte.

»Ich möchte, daß du mein Geld nimmst, Grandmère«, sagte ich zu ihr.

»Wir haben heute genug Geld eingenommen. Ich brauche dir das Geld für deine Bilder nicht wegzunehmen, Ruby.« Dann sah sie mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Aber gib es mir, damit ich es verstecken kann. Ich weiß, daß dieser Sumpflandstreicher

dir eines Tages leid tun wird, und dann würdest du ihm einen Teil davon, wenn nicht gar alles geben. Ich lege das Geld in meine Truhe, damit es sicher ist. Er würde es nicht wagen, dort nachzuschauen«, sagte sie.

Grandmères Eichtruhe war der heiligste Gegenstand im ganzen Haus. Sie brauchte nicht verschlossen und verriegelt zu werden. Grandpère Jack hätte es nie gewagt, sie anzurühren, ganz gleich, wie betrunken er auch sein mochte, wenn er herkam. Selbst ich hätte mich nicht getraut, den Deckel zu öffnen und in den Dingen herumzuwühlen, die darin aufbewahrt wurden, denn es war ihre kostbarste und persönlichste Habe, und es waren auch Dinge darunter, die meiner Mutter gehört hatten, als sie ein kleines Mädchen war. Grandmère hatte mir versprochen, daß alles, was sie darin aufbewahrte, eines Tages mir gehören würde.

Nachdem wir gegessen und das Geschirr gespült hatten, setzte sich Grandmère auf ihren Schaukelstuhl auf der Veranda, und ich setzte mich neben sie auf die Stufen. Es war nicht so schwül und heiß wie in der vergangenen Nacht, weil kühle Brise wehte. Am Himmel standen nur ein paar vereinzelt Wolken, und daher war das Bayou vom gelblich weißen Licht des Mondes hell erleuchtet. Es ließ die Äste der Bäume im Sumpf wie Knochen wirken und das stille Wasser wie Glas funkeln. In einer solchen Nacht breiteten sich Geräusche über dem Bayou schnell und mühelos aus. Wir konnten die fröhlichen Klänge von Mr. Butes Akkordeon hören und auch das Gelächter seiner Frau und seiner Kinder, die sich alle auf der Veranda vor dem Haus versammelt hatten. Irgendwo in weiter Ferne, in der Nähe der Stadt, erklang die Hupe eines Wagens, und hinter uns krächzten die Frösche im Sumpf. Ich hatte Grandmère Catherine noch nicht gesagt, daß Paul kommen würde, aber sie ahnte es.

»Du machst heute abend den Eindruck, als säßest du auf heißen Kohlen, Ruby. Wartest du auf etwas?«

Ehe ich darauf antworten konnte, hörten wir das leise Schnurren von Pauls Motorroller.

»Die Antwort hat sich erübrigt«, sagte Grandmère. Kurz darauf sahen wir das kleine Licht seines Motorrollers, und Paul fuhr vor unserem Haus vor.

»Guten Abend, Mrs. Landry«, sagte er und kam auf uns zu. »Hallo, Ruby.«

»Hallo«, sagte Grandmère Catherine und beäugte ihn mißtrauisch.

»Heute abend brauchen wir ausnahmsweise nicht unter der Hitze und der Schwüle zu leiden«, sagte er, und sie nickte. »Wie war dein Tag?« fragte er mich.

»Wunderbar! Ich habe all meine fünf Gemälde verkauft«, sprudelte ich heraus.

»Alle? Das ist ja wunderbar. Das muß mit Eiscremesodas gefeiert werden. Wenn es Ihnen recht ist, Mrs. Landry, würde ich gern mit Ruby in die Stadt fahren«, sagte er und wandte sich an Grandmère Catherine. Ich sah, daß seine Bitte sie bedrückte. Sie zog die Augenbrauen hoch und lehnte sich auf ihrem Schaukelstuhl zurück. Als sie zögerte, fügte Paul noch hinzu: »Wir bleiben auch nicht lange.«

»Ich will nicht, daß sie auf diesem wackligen Dingsda mitfährt«, sagte Grandmère und wies mit einer Kopfbewegung auf den Motorroller. Paul lachte.

»An einem solchen Abend würde ich ohnehin lieber laufen, du nicht auch, Ruby?«

»Doch. Ist es dir recht, Grandmère?«

»Ja, ich denke schon. Aber geht nur in die Stadt, und kommt gleich wieder zurück, und

redet nicht mit Fremden«, ermahnte sie uns.

»Ja, Grandmère.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich passe schon auf, daß ihr nichts zustößt«, versicherte Paul Grandmère. Pauls Beteuerung schien ihre Sorge nicht zu mildern, aber wir machten uns trotzdem auf den Weg in die Stadt, und der Mond leuchtete uns den Weg. Er nahm mich erst an der Hand, als wir nicht mehr gesehen werden konnten.

»Deine Grandmère macht sich so viele Sorgen um dich«, sagte Paul.

Sie hat schon viele traurige und harte Zeiten durchgemacht. Aber wir hatten heute einen guten Tag am Straßenstand.«

»Und du hast all deine Gemälde verkauft. Das ist einfach toll.«

»Eigentlich habe ich sie nicht wirklich verkauft, sondern einer Galerie in New Orleans zum Ausstellen gegeben«, sagte ich und erzählte ihm alles, was passiert war und was Dominique LeGrand gesagt hatte.

Paul schwieg lange. Dann drehte er sich zu mir um, und sein Gesicht war auf eine seltsame Art traurig. »Eines Tages wirst du eine berühmte Künstlerin sein und aus dem Bayou fortziehen. Du wirst in einem großen Haus in New Orleans leben und uns Cajuns alle vergessen.«

»O Paul, wie kannst du nur so etwas Furchtbares sagen? Natürlich wäre ich gern eine berühmte Künstlerin; aber ich würde meinem Volk nie den Rücken zukehren und... dich nie vergessen. Niemals«, bekräftigte ich.

»Ist das dein Ernst, Ruby?«

Ich warf mir das Haar über die Schulter und legte mir die Hand aufs Herz. Dann schloß ich die Augen und sagte: »Ich schwöre es beim heiligen Medad. Und außerdem«, fuhr ich fort und riß die Augen auf, »wirst du wahrscheinlich derjenige sein, der aus dem Bayou fortgeht, um ein vornehmes College zu besuchen und dort reiche Mädchen kennenzulernen.«

»O nein«, protestierte er. »Ich will keine anderen Mädchen kennenlernen. Du bist das einzige Mädchen, aus dem ich mir etwas mache.«

»Das sagst du jetzt, Paul Marcus Tate, aber mit der Zeit ändert sich einiges ganz von selbst. Sieh dir nur meine Großeltern an. Früher waren sie einmal ineinander verliebt.«

»Das ist etwas ganz anderes. Mein Vater sagt, mit deinem Großvater könnte es niemand aushalten.«

»Grandmère hat es früher einmal mit ihm ausgehalten«, sagte ich. »Und dann sind Veränderungen eingetreten, mit denen sie nie gerechnet hätte.«

»Bei mir wird sich nichts ändern«, brüstete sich Paul. Er blieb stehen, kam näher und nahm wieder meine Hand. »Hast du deine Großmutter gefragt, ob du mit mir zum Fais Dodo gehen darfst?«

»Ja«, sagte ich. »Kannst du morgen zum Abendessen zu uns kommen? Ich finde, sie sollte Gelegenheit haben, dich besser kennenzulernen. Läßt sich das machen?«

Er schwieg lange.

»Deine Eltern erlauben es nicht«, schlußfolgerte ich.

»Ich werde kommen«, sagte er. »Meine Eltern werden sich eben mit der Vorstellung anfreunden müssen, daß es dich und mich gibt«, fügte er hinzu und lächelte. Wir sahen